

Agnes Domke

# Twist!

Roman



# Für meinen Vater



Originalausgabe

Dritte, durchgesehene Auflage

Copyright 2022 by Autumnus Verlag, Berlin

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Photographie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Covergestaltung: Haakon Auster

Coverbild: „Madonna Of The Various Waters“, 2017

von Agnes Domke

Printed in Europe

ISBN 978-3-96448-036-1

[www.autumnus-verlag.de](http://www.autumnus-verlag.de)

Agnes Domke

# Twist!

Roman

*Twist!*

entwirft ein Tableau aus eigenwilligen Charakteren, die mit ihren Konzeptkunstwerken und dickköpfigen Überzeugungen an Nonkonformismus nicht zu überbieten sind. Die Künstlerin Philomena sucht nach den Gründen für ihre Misserfolge, betrachtet die Kunstwelt und die Werke, die dort gefeiert werden, mit Skepsis, und fragt sich, wer in diesem Leben eigentlich was benötigt.

Die intensive Beziehung zu einem Pfarrer bringt sie in die Sphäre einer evangelischen Kirchengemeinde - mit dem Ergebnis, dass zusammen mit ihr eine Handvoll ungewöhnlicher Frauen auf Weltverbesserungskurs geht. Sie bringen den fiktiven Berliner Bezirk Brixdorf ganz und gar zum Brodeln.

Frontal ins eigene Glück - mit leichtfüßiger Meisterschaft erzählt dieser humorvolle und stilsichere Roman davon, wie man sich selber gefährlich nahe kommen kann. Und das auch noch in heiterer Gelassenheit.

*Agnes Domke*

wurde 1973 in Angermünde als Tochter eines Pfarrers und einer Lehrerin geboren. Sie studierte evangelische Theologie in Berlin und Freie Kunst in Dresden, Paris und Helsinki. Sie hat 20 Jahre gemalt, Installationen und Performances geschaffen und nebenher im Theaterbereich gejobbt. Da die Texte in ihren Installationen mit jedem Male umfangreicher wurden, hat sie beschlossen, aus ihnen einen Roman zu machen. Sie lebt mit ihren beiden Kindern als Autorin in Berlin. Dabei schlägt ihr Herz für berührende Liebesgeschichten und eine Literatur in klangvoller, poetischer Sprache.



*Twist!*





## I

Schwarzes Wasser frisst weißes, ich bin ein Clochard auf Wellen“, schreibt Philomena in ihr Skizzenbuch, „immer noch gibt es zu wenig Frühling, dabei ist es schon Ende April. Doch die Reise ist geschafft. Mein Berlin zwinkert mir von allen Seiten zu, jubelt und gratuliert.“

Philomena ruckt sich unter ihren roten Röcken so zu recht, dass sie den wasserdichten Schatzkasten öffnen kann, auf dem sie für gewöhnlich sitzt, wenn sie das Palettenfloß mit langem Paddel vorwärts treibt. Sie legt das Skizzenbuch hinein, streicht mit den Fingerspitzen über ihre sieben sorgfältig vollfotografierten Filme und schaut nach, ob die dicke Tüte mit den Spreewasserproben noch immer dicht ist. Die Stadt tost in ständiger Unrast, doch der Spandauer See liegt ruhig. Über ihr wölbt sich ein schmutziger Himmel, der die Sonne wie hinter ungewaschenen Gardinen gefangen hält. Auf der Eiswerderinsel wittern alte Speicherhäuser neben protzigen Citylofts müde vor sich hin, dazwischen zart getupftes Grün.

Philomena stellt sich auf und dreht sich ihre altehrwürdige Nikon an der langen Gelenkstange so zurecht, dass das Kameraauge sie direkt anschaut.

Sie setzt sich ihre Pelzhaube mit den bunten Perlen auf und wohlige Zufriedenheit macht sich in ihr breit. Neunzehn Tage auf der Spree waren geschafft, eine mythische Reise von der Quelle bis zur Mündung. Mit einer langen Kupferkelle hatte sie immer wieder Spreewasser geschöpft und es durch ihre roten Röcke sickern lassen.

Endlich einmal hatte sie gehandelt und eine ihrer vielen Ideen, die sonst nur auf kleinen Zetteln existierten, in die Tat umgesetzt. Freder von der Stadtteigalerie würde begeistert sein und in ihrer ersten Einzelausstellung würde sie diese Reise mit einer Installation dokumentieren. Die entwickelten Negative könnte sie als Dias projizieren. Aus ihren Tagebucheinträgen und Skizzen würde eine Wandtapete werden. Die Spreewasserproben mit ihrem Eisenocker und den Algen würde sie zu abstrakten Farbflächen auf handgeschöpftem Papier ausziehen. Und ihr Floß würde in der Mitte des Raumes auf einem Berg aus grobem Schotter stehen. Freders Budget, wenn auch klein, würde das ermöglichen. Es war unglaublich: Menschen würden sie sehen, hören, lesen und die Welt würde ein kleines bisschen besser werden!

Das Röhren eines Motorbootes walzt brutal über ihre Gedanken. Auf dieser Seite der Insel hat es nichts zu suchen. Jetzt stellt es den Motor ab und treibt ganz frech in ihre Richtung. Ein Kahlkopf in Lederjacke

lässt das Steuer los und richtet seine Kamera auf sie. Ist das die Wasserschutzpolizei? Das Boot ist hässlich, eckig und an der unteren Seite blau. Doch die Lettern am Bug sagen „Josi“ und nirgendwo liest sie „WSP“. Erleichterung macht sich in ihr breit. Ein weiteres Motorboot sägt sich durch den See und hält mit Karacho direkt auf Philomena zu. Kurz vor dem Aufprall dreht es ab, der Mann am Steuer grüßt in ihre Richtung. Hitze sticht Philomena bis unter die Schädeldecke. Hohe Wellen klatschen seitlich an ihr Floß. Sie hält sich vorne an den Planken fest, kippt über, plauzt ins Wasser. Es knirscht und knallt: Das Floß stürzt auf sie drauf, denn ihr Kleid hat sich darin verhakt. Sie strampelt und versucht, sich unter Wasser aus den Rücken zu befreien, doch es gelingt ihr nicht. Sie taucht auf und kann sich nur gerade so an der Wasseroberfläche halten, die Arme umzwingen die Petflaschen ihres Floßes, das jetzt kopfüber treibt. Gierig schnappt sie nach Luft und sieht: ihr Tagebuch schwimmt nur ein kleines Stück entfernt von ihr. Der Schatzkasten muss gekentert sein. Natürlich, sie hatte ihn nicht zugemacht. Sie zieht an der Leine, die ihn mit dem Floß verbindet. Der wasserdichte Kasten hat sein Riesenmaul weit offen und er ist leer. Das darf nicht wahr sein: Keine Filme, keine Spreewasserproben, kein Kamerazubehör! Sie schaut sich um. Die „Josi“ schwimmt aufdringlich dicht neben ihr, doch ansonsten ist die wippende Wasserfläche leer. Nirgendwo schwimmt auch nur irgendetwas und jetzt sieht sie auch nicht einmal das Tagebuch mehr. Philomena zittert. Tränen verzerren ihren Blick. Die

Spree stinkt, die Stadt röhr. Singvögel verhöhnen sie genüsslich. Philomena steckt im eiskalten Wasser fest und zerrt an ihrem Kleid.

Der Typ auf der Josi wirft einen Widerhaken zwischen ihre Petflaschen und zieht das Floß zu sich heran. Er greift Philomenas Arm, schlägt sein Taschenmesser durch die roten Stoffe, und zieht sie mit festen Griffen zu sich auf's Boot. Seine Blicke wandern ihren Körper auf und ab. Philomena fühlt sich nackt und zerfetzt. Sie reißt sich die quatschnasse Perlenpelzmütze vom Kopf und es kommt ihr vor, als werfe man sie - eine Schauspielerin mit unzureichendem Kostüm - auf großer Bühne einem missgünstigen Publikum zum Fraße vor. Ihr ist schummrig. Kommt das vom Aufprall oder von den neunzehn Tagen Fasten?

Der Glatzenmann reicht ihr die Hand.

„Hallo Nixe! Ich bin Diederich Rodenwald, Reporter. Diedo für dich.“

Philomena nimmt die Hand nicht und schaut ihn wütend an. „Sie haben mein Kleid kaputt gemacht, Sie haben meine Performance ruiniert, und wenn Sie nicht da gewesen wären, wäre ich auch nicht gekentert!“

„Uououooh, nun mal halblang, Mädchen. Du hast mein Boot zerkratzt, noch dazu ist es nicht meins. Sei froh, dass dich die Wasserschutzpolizei nicht aufgegriffen hat, hier sind nämlich nur Sportboote erlaubt.“

„Okay Diedo, sowas wie Sie kann ich jetzt wirklich nicht gebrauchen, machen Sie mein Floß los und ich schwimme damit an Land!“

„Nein nein, das machen wir anders, Spreejungfrau. Wir ziehen dein Floß zum Yachtverein Großer Wannsee. Dort habe ich obermäßig Beziehungen, ich schreibe nämlich deren Jubiläumsschrift.“ Diedo schaut sie stolzgeschwollen an, während er ihr Floß an seinem Boot vertäut. „Übrigens, wie wär’s, wenn wir das Kentern noch mal nachstellen, aber diesmal mit ner richtigen Yachtenflotte im Hintergrund. Sowas lieben meine Leute!“

„Das meinen Sie nicht ernst, oder?“

Diedo spitzt die Lippen und wirft den Motor an. „Der Schaden an der Josi hier kann dich recht fett was kosten.“

„Machen Sie den Motor aus, ich muss nach meinen Filmen tauchen.“

„Bei dieser Kälte? Du bist ja jetzt schon ganz blau!“

„Dann tauchen Sie für mich!“

„Oh jaa, immer zu Diensten“, Diedo lacht, „aber Huch, ich fürchte, ich bin zum Tauchen nicht passend gekleidet!“

Philomena starrt ihn wütend an „Sie hätten niemals so dicht an mich heranfahren dürfen, und der andere Typ erst recht nicht.“

„Ha, das war der Chef vom Yachtverein. Hat mein Boot erkannt und gedacht, er grüßt mich mal. Hat dich dahinter sicher nicht gesehen, wer rechnet denn auch mit sowas.“ Diedo grinst breit und obwohl er alt ist und sein Zahnfleisch reichlich angedunkelt, glocken da die Worte „Rotten Sexiness“ quer durch Philomenas Hirn. Sie schüttelt sich, Tropfen sprühen auf Diedos

helle Hosen. Rotten Sexiness. Das hat ihr gerade noch gefehlt. Sie beschließt, dass „Rotten“ okay war, die „Sexiness“ aber musste mit fettem Edding unverzüglich gestrichen werden.

Diedo reicht ihr eine Decke, zündet sich eine Zigarette an und schaut sie, während er das Boot in Richtung Spandauer Zitadelle steuert, immer wieder an wie eine Sehenswürdigkeit. Sie blickt stier nach vorn und ein langes und grimmiges Schweigen später legen sie an einem Yachthafen mit angeberisch weiß blitzender Flotte an. Sie hieven ihr Floß auf einen Steg. Einige der Flaschen sind geplatzt, aber sonst sieht es intakt aus. Vielleicht konnte sie Freddie, mit der sie es gebaut hatte, überreden, es abzuholen und in die Galerie zu fahren. Vielleicht konnte sie mit nass zerknüllten Papieren und etwas Treibholz wenigstens noch so etwas wie einen großen Scheiterhaufen ausstellen. Vielleicht konnte ihr dieser Journalist hier doch noch irgendetwas nützen, und um das herauszufinden, musste sie mit ihm gehen.

Sie betreten eine niedrige Baracke, an der Wand metallene Spinde. Ein Geruch von Männerschweiß und kaltem Tabak wabert durch den Raum, müde Topfpflanzen verwittern schwarz vor gelb gewordenen Gardinen.

„Die Frau hier muss sich trocken reiben“, brüllt Diedo in den Raum. Ein Wachmann mit kurzem Nacken springt von einem massigen Schreibtisch auf und lässt sein Kreuzworträtsel liegen.

Philomena sinkt in einen Ledersessel. Ihr Retter öffnet einen Spind, reicht ihr ein schwarzes Handtuch, bringt ihr Kaffee.

Ich mag kein Schwarz, denkt Philomena und merkt erst jetzt, dass sie unendlich müde ist.

Diedo fläzt sich breitbeinig in einen Drehsessel ihr gegenüber. „Nun sag mal, Schönheit, hättest du nicht lieber einen Ausflugsdampfer nehmen sollen?“

„Das - war - ne - Kunstaktion“, deklamiert Philomena mit schwerer Zunge.

„Oh, das klingt interessant, wieso macht denn jemand sowas?“

„Wieso man Kunst macht? Lassen Sie mich mal überlegen. Vielleicht, um Sinn zu stiften? Ich habe gefastet und mit meinen Röcken das Spreewasser gesiebt, wie wäre es damit?!“

„Aah, das war es also! Die Spree hat richtig sauber heut‘ geschmeckt, das muss ich wirklich sagen, vielleicht ein klein wenig zu sehr nach Unterröcken, aber sonst...“ Diedo lacht meckernd vor sich hin.

Philomenas Zunge ist so schwer, dass sie nur die Augen rollt. Diedo bringt sich auf seinem Drehstuhl wippend in Positur, als trete er zu einem Boxkampf an. „Okay, Kunst, einverstanden! Gibt es außer mir noch irgendwo ein Publikum? Hast du gepostet? Wie heißt dein Blog?“ Er zückt sein iPhone und schaut erwartungsvoll zu ihr. Doch Philomena sitzt ein dicker Kloß im Hals, denn genau das war es. Sie hatte keinen Blog bespielt, hatte weder ein iPhone noch auch nur irgendwelche funkfähige Technik mit dabei gehabt.

Alles sollte so sein, wie zu Zeiten, als es auf Abenteuern noch keine Auffangnetze gab. Wie sollte sie das diesem Bügelfaltenexperten erklären?

Sie sieht Diedo einen verlängerten Augenblick in sein selbstgefälliges Gesicht und ist gebannt von der Erkenntnis, dass dieser Ignoropoulos nun wohl der einzige Zeuge ihrer Floßfahrt ist, und das, wo sich in ebendiesem Moment alle ihre Fotos in den Spreegrund einspeisen.

„Geben Sie mir Ihr Material“, bringt sie mit schwerer, trockener Zunge hervor. „Meine Kamera ist leider tot!“

Diedo antwortet nicht und legt stattdessen seine Kamera beidhändig und äußerst langsam vor sich auf den Tisch. „Das hier ist eine Arri Alexa, filmt top und jedes einzelne Bild hat Fotoqualität.“ Er schaut sie an, als solle sie ihm dazu gratulieren. „Die Fotos allerdings, die brauche ich. Wird n‘ Supergag für das Jubiläumsblatt: Frau auf handgemachter Miniyacht bittet um Einlass in den Club.“

„Sie sind ‘n Arsch, oder?“

Diedo zieht eine Schnute. „Das hättest du jetzt nicht sagen sollen. ‚Retter‘ wäre mir lieber gewesen. Rede mich ruhig mit ‚mein Retter‘ an!“

„Hören Sie, zeigen Sie mir doch erst mal das Material auf Ihrer Kamera!“

„Na na na, nun mal nicht gleich so schnell!“

„Sie wissen schon, im Grunde ist es meins, denn ich habe Ihnen nicht erlaubt, dass Sie mich filmen dürfen.“

„Nun, dann fragen wir mal anders, glaubst du, du könntest damit berühmt werden? Dann wäre ich es, der dich entdeckt hat!“ Diedo grinst, schwenkt die Kaffeetasse und nippt daran, als wäre es ein Grappa, „Fünfundzwanzig-, dreißigtausend? Was würdest du für die Fotos zahlen?“

„Mehr als hundert hab ich nicht, aber auch die würd' ich nicht zahlen.“

„Dann bleibt eben meins, was meins ist.“

„Dann kann ich ja gehen.“

„Nein, nein, Du hast die Josi hier gerammt, aber weißt du“, er schaut sie spitzen Blickes an, „ich kann das auf meine Berufshaftpflicht nehmen.“

„Das sollten Sie auch, denn Sie haben mich mit Ihrem Boot angebaggert und sind als Stalker viel zu dicht an mich herangefahren.“

„Ich hab dich aus der Suppe da herausgezogen, und ich bring dir hier noch einen lecker Kaffee, bin ich nicht dein Held?“

„Ich bin hier die verdammte Heldin, ich habe neunzehn Tage lang die Spree gesiebt, von der Quelle bis zur Mündung. Das ist Kunst! Und ich habe Sie nicht gebeten, mich da rauszuziehen.“

„Aha Kunst, ja? Mit dem roten Rock auf dem Floß angekettet sein, ist das sowas, wie dieser Russe da, der seine Hoden auf den Roten Platz genagelt hat?“

„Pjotr Pawlenski? Sie denken wohl, Sie kennen sich aus!“

„Tja, siehst du, hier vor dir sitzt ein Universalgenie. Wie wäre es, wenn ich über dich schreibe?“

„Ein Interview für das Jubiläumsblatt?“

„Nein, ähm, ..., ja natürlich, ich glaub', ich bin ertappt.“

„Das ist sinnlos, ich habe schon genug als Witzfigur gedient.“

„Nein, so war das nicht gemeint. Nennen wir es Interviewsondierungsgespräch.“

Philomena schweigt und starrt ihn an.

„Nun, ich arbeite auch für Onlinemagazine“, sagt Diedo stolz und besieht sich seine Fingernägel, „die nehmen gerne mal eine krude, ich meine: kunstaffine Story.“

Jetzt, wo die Erinnerung an ihre Fahrt gekillt war, konnte sie das erwägen. Ein bisschen Presse konnte doch nicht schaden, wenn er ihr dafür ein paar Filmstills gab. Die und dann das Floß, ... die Tagebuchnotizen könnte sie teilweise aus der Erinnerung rekonstruieren, ... Das konnte immer noch eine ganz passable Ausstellung ergeben.

„Okay, von mir aus, fragen Sie!“, sagt Philomena, zieht die Beine auf den Sitz und kuschelt sich in ihre Decke ein.

Diedo grinst, schließt ein Mikrofon an sein Handy an und tippt auf Aufnahme. „Gab es unterwegs Publikum? Hat jemand dich auf deine Performance hin angesprochen?“

„Ja, die Leute vom Ufer schauten schon mal rüber, aus ihren Gärten, von ihren Sportplätzen und Balkonen. Dort wo es Wehre oder Sohlswellen gab, habe ich das Floß auf Kinderwagenrädern über Land

gezogen. Spaziergänger mit Hunden halfen mir dabei. Am Anfang erzählte ich ihnen noch, dass das Kunst sei. Doch als die Helfenden mich fast beleidigt anstarrten, sagte ich später nur noch, dass dies eine Art Wette sei, in Berlin auch Kunst genannt: auf dem Palettenfloß von der Spreequelle bis zur Mündung und dabei sei die Spree zu sieben. Da lachten die Leute, schlugen mir auf die Schulter und fragten, wieviel ich dafür kriege.“

„Was bedeuten diese Pelzmütze und das rote Kleid?“

„Das Weißgrün meines Kopfschmuckes steht in der sorbischen Tradition für Jungfräulichkeit, den Frühling und das Wasser.“

„Oh ja, so richtig retro“, Diedo zieht einen Stift aus der Innentasche seiner Jacke und beklopft damit den Tisch, „und weiter...?“

„Das Rot meines Kleides steht für Heirat, Blut, und die Kraft der Erde und das Schwarz der Planken - ich habe sie nach Spreewaldart mit Kienteeröl gestrichen - steht für das Untergründige, die Tiefe und das Jenseits.“

„So weit, so beladen, ja, sprich nur weiter! Warst du eigentlich die ganze Zeit allein?“

„Nein“, Philomena lacht, „kaum zu glauben, aber es gab da hinter Schlepzig noch so einen Verrückten, einen anderen Künstler, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, täglich zwölf Gläser Wasser einzeln und nacheinander aus der Hauptspreet zu einem winzigen Waldsee in der Nähe zu tragen. Er liebte den Gedanken, fließendes in stehendes Wasser zu gießen, zwei Gewässer zu vereinen, die einander nicht kennen. Er lud mich auf

eine Wildkräutersuppe ein, köstlich. Wegen des Fastens habe ich dann aber nur die Flüssigkeit getrunken.“

„Hast du sonst noch irgendwas von ihm goutiert?“, fragt Diedo mit lüsterlichem Blick.

„Wir haben die halbe Nacht am Ufer gegessen und geredet, über die Symbolik des Wassers und über Wasser im All und schliefen im muffigen Duft von Schlafsackfedern und Schafwollfett wie Geschwister eng umschlungen ein.“

„Oh ja, Kälte ist das beste Verhütungsmittel, und Muffigkeit erst recht, eine bestimmte Muffigkeit meine ich, äh... Schön warm hier, oder?“, sagt Diedo und Philomena ignoriert ihn.

„Zu meiner Performance gehört ein Gesang, ein Medley aus Kirchenliedern und selbsterfundenen Melodien. Ich bin erst im Spreewald darauf verfallen, ich stamme von dort, das hilft manchmal. Klang alles ein bisschen schief, aber ein Kunstwerk braucht diese Prise Verrücktheit, genauso, wie ein guter Song.“

„Du stammst aus dem Spreewald? Da muss es von alten Bekannten ja nur so gewimmelt haben!“ ruft Diedo.

„Die Spreewaldfahrt war kurz und intensiv. Das war gerade, als sich die ersten paar rauhen Tage in sehr frühlinghafte verwandelt haben. Thole, ein Sitzenbleiber aus meiner Parallelklasse, hatte seinen Touristenkahn flott gemacht und steuerte ihn geradewegs auf mein Floß zu. Ich musste das Sieben unterbrechen und ihn mit dem langen Paddel abwehren.“

„He, Philomena, was soll das sein?“, hat er gerufen.

„Wäsche, ganz große Wäsche, denn ich wasch mich im Gegensatz zu dir manchmal“, hab ich zurückgeknallt.

Ein Dorf weiter stand Freddi am Ufer und winkte mich mit ihren ölverschmierten Händen zu sich heran, um noch einmal kritisch das Kniestueck am Floß in Augenschein zu nehmen, das sie aus einem Wartburgkotzügel gebaut hatte.“

„Gut, Philomena“, sagt Diedo und schiebt die Aufnahme auf Pause. Dann legt er sich flach mit dem Oberkörper auf die Schreibtischpapiere, lagert seinen kantigen Kopf auf den verschränkten Unterarmen und schaut Philomena wie ein treuer Hund an.

„War's das schon?“, fragt sie.

„Sondierungsgespräch“, sagt Diedo und richtet sich auf. „Interviewsondierungsgespräch. Ich bin mir noch nicht sicher, ob es ein richtiges Interview werden kann. Aber das könnten wir ja sehen, denn wenn du Lust hättest auf ein Abendessen... Was hältst du davon, wenn wir das Gespräch in Kürze fortsetzen, irgendwo bei Kerzenlicht und Wein, vielleicht auch gleich bei mir zuhause, warum nicht?“

Er wirft ihr eine Visitenkarte hin. Diederich Rodenwald. Er ist tatsächlich Journalist. „Sag mir deinen Namen!“

„Philomena Gutendorff, Künstlerin, 32 Jahre. Ich muss jetzt zurück ins Pinkhouse. Duschen. Mir ist schrecklich kalt und ich glaube, ich scheiße auf das Interview, vergiss das ‚Happily ever after‘!“

## II

Philomena und die Gegend frösteln. Sie schleppt sich mit ihrem nassen roten Kleid auf dem Leib und dem Skizzenbuch unter dem Arm von der Ringbahnhaltestelle durch eine Landschaft voll der immergleichen Betonkartongebäude: Büros, Garagen, Lagerhäuser, der Himmel ist zum Schneiden schwer und viel zu grau für einen Frühlingsabend. Philomenas Hüfte schmerzt, die Wunde an ihrem Kopf puckert wie eine Warnblinkanlage.

Was für eine Heldin bin ich nur, denkt sie, eine Kamera am Spreegrund und sonst weiter keine Spuren. Ich will, und das will ich, und ich weiß es: dass meine Kunst viel intensiver wird, viel wirklicher als die Wirklichkeit selbst! Eines Tages.

Nachts träumt sie manchmal, dass sie sprechen will und nichts sagen kann. Sie versucht zu reden, aber ihre Stimme bleibt ihr tief im Halse stecken. Sie krächzt dann ein paar Laute wie ein Pfau, und von rundherum schauen die Leute stumm und verwundert in sie hinein, drehen sich fort, wollen nicht hören, was sie zu sagen hat, wollen nicht sehen, was sie zu zeigen hat.

Und das war es, was sie bei Tag zu gewärtigen hatte: Die Kunstwelt ignorierte sie, selbst ihre Freundinnen im Pinkhouse hatten keine Ahnung, was sie wirklich tat und dachte.

Sie hätte schon längst aufgehört, Kunst zu machen, wäre da nicht dieser magische Moment, sobald sie in ihre Welt eintauchte. Sie hätte schon längst die Flinte ins Korn geworfen, würde sie nicht jedes Mal wieder so reich belohnt, sobald sie das Tor zu ihrem eigenen Königreich aufschlug, sich des Brodelns in ihrem Innern annahm und Dinge, die sie soeben auf dem Gehweg gefunden hatte (ein rostiger Nagel, ein rosa Stück Schafwolle) Bedeutung annahmen und den Weg zu etwas wiesen, das weiser war und größer als sie selbst.

Sobald sie dann aber versuchte, ihren Ideen einen Auftritt zu verschaffen, stieß sie an die machtvollen Grenzen der Wirklichkeit. Häufig fehlte ihr das Geld, die eigenen Entwürfe umzusetzen oder ein Raum in passender Größe. Daher endete es meistens damit, dass sie auf bescheidenen drei Quadratmetern in einer Gruppenausstellung im Pinkhouse Skizzen ihrer Ideen an die Wand tapezierte, die dann von kaum jemandem beachtet wurden, weil sie, wie Valli häufiger sagte, „anstrengend zu lesen“ waren.

Vor Philomena ragt ein neunstöckiger Betonklotz auf, verziert mit rosa Plastikpaneelen. Es ist das Pinkhouse, das bis vor wenigen Jahren noch ein Finanzamt mit langen ausdruckslosen Fluren war. In der Hand der Malerin Viktoria Jalotschertowa war es zu einem

Atelierhaus und Asylum für Künstlerinnen und Musiker geworden.

Wie bei einem Weihnachtskalender gibt die Fassade an diesem frühen, trüben Abend Einblicke in einzelne, grell erleuchtete Räume frei. Zeichnungen und Objekte sprenkeln die Wände, an den Decken bilden Neonleuchtblöcke und Gipsplatten ein Schachbrett, aus dem die Spielerfiguren herausgefallen und wieder zurück in ihre Aufbewahrungskiste geworfen sind. Man sieht sie hier und da als Schattenriss am beleuchteten Fenster merkwürdig verloren auf ihre Teilnahme an der wirklich großen Partie in ihrem Leben warten.

Das Pinkhouse war kurze Zeit nach seiner Gründung eine Art Hotel Savoy geworden. Von überall her strandete man hier. Offiziell waren die Bürozimmer nur Ateliers, das war die Abmachung mit der Stadt. Inoffiziell hatten die meisten Künstler eine Schlafecke hinter den Bildern oder Bergen von Verstärkern und Musikinstrumenten. Oder sie schliefen, wenn sie kein Geld für die Miete hatten, im Gemeinschaftssaal im ersten Stock hinter der Essenshalle. Man hörte Hebräisch, Polnisch, Spanisch hinter den Türen, Amerikanisches, Britisches oder gebrochenes Englisch auf den vom Neonlicht summenden Fluren.

Immer mittwochs gab es Jams, die hatten sich in der Szene herumgesprochen und zogen neue Musikerinnen und Gäste in das tote Areal.

Philomena presst sich durch die Drehtür, die Lobby ist leer, die einzige Ansprache bildet ein Schild, das Wartenummern zu ziehen empfiehlt. Über der Fahrstuhlür klebt kreuz und quer Paketklebeband, „elevator out of order“. Wo war nochmal das Treppenhaus? Seit wann gab es hier so viele weiße Türen? Weiß hatte als Farbe des Todes ausgedient, aber die moderne Architektur schwor darauf. Philomena drängt sich gegen die mittlere der drei Türen, Musik dringt an ihr Ohr, ein Duft von Holzfeuer steigt ihr in die Nase. Sie steht plötzlich in einem weiten, mit Orientteppichen und vielfarbigem Licht anheimelnd dekorierten Raum. Eine Frau und ein Mann stehen mit dem Rücken zu ihr vor dem offenen Feuer eines selbst gebauten Kanonofens und wiegen sich im Wind eines Instrumentalplaybacks wie geschwisterliche Birken. Die Finger des Mannes fliegen über Keyboards und Laptop Tastaturen. Wogen von Rhythmus durchströmen den Raum. Eine Frauenstimme legt sich über sie, funkelt, lässt die Musik in Schaumkronen aufgischen, und in einer nur von den Ohren zu vernehmenden Abendsonne gleißen. Philomena hält sich das Herz, so sonderbar kommt sie das Ganze an. Sie bleibt dort lange Augenblicke stehen, gänzlich unbemerkt von den zwei Birkenwesen.

Endlich schließt sie die schwere Tür. Sie kennt diese Frau. Es ist Marie Ana. Sie hat einen rumänischen Vater, wenn Philomena sich richtig entsinnt. Sie hatte sie einmal im siebten Stock gehört bei einem Mittwochsjam. Es war kein schöner Jam gewesen. Eine Gruppe von Musikern spielte, oder besser: onanierte auf Gitarren

und Bässen, Schlagwerken und einem Saxophon. Es schien wie ein Wettlauf auf Instrumenten, als ob festzustellen sei, welcher von den Musikern als Erster fertig würde. Marie Ana in roter Seidenbluse hatte nahe der Bühne gestanden und allein durch ihr Dasein alle Aufmerksamkeit auf sich vereint. Dann hatte sie die Bühne betreten und das Mikro ergriffen und ihre Stimme wie die gute Milch einer liebevollen Mutter über das aufgeregte Gemetzel gegossen. Die Musiker arrangierten sich, begannen, einander zuzuhören, ihr Spiel wurde lyrischer. Ein magischer, ein goldener Moment brach an, in dem das Publikum und die Bühne zu einem Körper verschmolzen. Alles wogte und vibrierte bis Viky, die Chefin des Hauses, sich an die Regler stellte und allen nacheinander den Saft abdrehte. Spitzbübisch schaute sie hinter den Lautsprechern hervor und gab kund, dass jetzt eine Pause käme, alle mögen ordentlich trinken, eher könne es nicht weiter gehen. Die Musiker sind perplex, fangen an, mit Viky zu diskutieren, die unter schlenkerndem Blondhaar und tief gezogener Schiebermütze dreinschaut, als hätte sie sich einen exzellenten Scherz erlaubt. Marie Ana verlässt den Saal. Philomena geht ihr nach, um sie zurückzuholen, doch sie findet sie nicht in den endlosen Gängen des viel zu grell erleuchteten Pinkhouse.

Philomena hat sich nun endlich bis in den Neunten Stock geschleppt und dort tatsächlich auch bis in das Gemeinschaftsbad, wo zum Glück immer noch ihr Bademantel hängt, der leider in den drei Wochen ihrer

Abwesenheit von vielen Malerfingern als Handtuch missverstanden worden war. Vorsichtig setzt sie ihre Zehen in die schleimige Schicht des Duschbassins und lässt viel zu heißes Wasser über ihren Körper laufen. In ihrem Kopf lichtet ein Feuer, tönt Marie Anas Gesang. In ihrem Sinn wälzt sie Marie Anas Namen. „Ana, Inanna, Diana“, waren das nicht lauter Göttinnennamen?

Philomena fühlt die Anspannung von den Schultern weichen, Wärme kriecht ihr bis in jede Faser. Mit einem Handtuchturban bekrönt schleicht sie sich im Bademantel, den sie von links anzieht, damit er sauberer aussieht, über den Flur. Da tritt Valli auf sie zu, hellblaue Augen, verwuscheltes Blondhaar, ein Basecap, das einem überreifen Kürbis gleicht. Valli war Viktorias Zwillingsschwester, ihr langer und unentwegt verschnupfter Schatten. Beide hatten in den Nuller Jahren an der Berliner Akademie mit Philo in derselben Klasse studiert. Sie hatten hier im Pinkhouse das größte Atelier, malten an allen ihren Bildern gemeinsam und bewohnten eine Handvoll Zimmer im siebten Stock.

Valeria faltet sich auf wie eine Spinne, setzt zur Umarmung an und stößt mit dem Schirm vom Kürbiscap schmerzhaft gegen Philomenas Stirn.

„Eeh, Philo, geht’s gut? Viky und ich haben heute offenes Atelier. Kommste vorbei?“

Philo schwappen einzelne Worte über die Lippen, wie „unglaublich müde... neunzehn Tage auf’m Floß und dann am Schluss...“, doch Valli scheint sie nicht zu hören.

„Lass uns nachher weiterquatschen, okay? Ich warte unten schon mal auf dich und mach dir einen extra starken Drink!“

War das okay? War das Freundschaft? Vielleicht in homöopathischer Dosis, aber höchstwahrscheinlich: Nein.

Wenig später betritt Philo im weißen Bademantel und mit weißem Handtuchurban auf dem Kopf den viel zu weiß gestrichenen Saal. Sollten ruhig alle verstehen, dass ihr Aufzug ihr egal war. Allein diese Art von Statement war für heute Abend Kunst genug.

Vikys und Vallis Atelier reichte in der Höhe über zwei Etagen. Eine Rotunde in der hinteren Ecke diente als Empfangsbüro. Staffeleien und Arbeitsutensilien waren hinter einer Trennwand verstaut. Den Raum beherrschte ein Halbdunkel, in dem die lebensgroßen Ganzkörperportraits der Zwillinge in Öl, von Spotlights beleuchtet, geheimnisvoll schimmerten.

Eine durchgehende Fensterfront an der Wand gegenüber gab den Blick auf ein nächtlich schillerndes Berlin frei, dessen zugezogener Himmel an einer orangefarbenen Krankheit litt.

Viky ist von gediegenen älteren Herrschaften in dunkler Abendgarderobe umringt. Sie hält ihnen mit faustigen Gesten eine Rede, wobei sie mit ihrer Hand gelegentlich beschwörend in Richtung der Bilder ausfährt. Die Galeristin, silberne Helmfrisur, schwarzes Kostüm, nickt unentwegt wie ein Wackeldackel.

Wo war Valli? In Philos Magen wühlt ein großer Hunger. Sie steuert zum Buffet. Dort finden sich jedoch nur abgeessene Teller und fleckige Papierservietten. Aus dem traurigen Stilleben ragt eine halb gefüllte Sauciere mit Frankfurter Grüner Soße heraus. Als der Cateringkellner auch diese gerade vom Tisch nehmen will, schnappt Philo sie ihm weg und trinkt sie in einem Zug leer. Am weißbetuchten Tisch mit den Getränken wird noch immer nachgefüllt. Philo nimmt sich ein Glas Wasser und sinkt in ein monströses schwarzes Ledersofa. Möge es sie auffressen und sofort verdauen. In ihrem eigenen Magen rumort es verdächtig.

Sie lässt den Blick über die Bilder an den Wänden gleiten: Immer wieder stehen da Viky und Valli und schauen sie an, überlebensgroß und siegessicher. Immer in großer Robe und immer fixieren sie den Betrachter von verführerisch bis streng. Im Hintergrund Bambi, Barbie, drollige Bären, pastellfarbene Mädchenzimmer.

Fleißig gemalt, sehr fleißig, und technisch wirklich gut. Doch wo war der Sinn? Der Sinn in allen diesen Bildern wollte Philo beileibe nicht anspringen. Gab es einen Sinn? War das ein postfeministisches Statement: „So wie wir sind, sind wir nun mal und morgen schon sterben wir und darum lasst uns heute verdammt noch mal gut aussehen!“?

Philomena kommt eine litauische Freundin in den Sinn, die ihr erzählt hatte, dass die Frauen dort, und seien sie auch noch so arm, auf gute Kleidung nie verzichten, um sich damit alltäglich ein klein wenig von dem Respekt zu sichern, den sie eigentlich verdienten.

Philos Blick fällt auf ihren Bademantel, Zeit, nach oben und schlafen zu gehen. Doch als sie sich mit einem Ruck erhebt, fällt ein Stapel an die Wand gelehnter Kleinformate, klick- klack, wie Dominosteine auf sie zu. Kniend beugt sie sich darüber, um sie wieder aufzustellen. Da hört sie Viky hinter sich sagen „Unsere Kleinformate kosten 9000 Euro. Du, Philo, nimm die Handschuhe da, und schau, dass du dabei nichts dreckig machst!“

9000 Euro, was kosteten denn dann die Großformate? Die waren schon wieder in der Preisklasse gestiegen, während sie rückhaltlos immer tiefer in die Minusklasse rutschte. Niemand beachtet mich, niemand grüßt mich, denkt sie, man sagt mir nur immer die weiter steigenden Preise an.

Philo, die nirgendwo Schutzhandschuhe entdecken kann, zieht ihre Bademantelärmel in die Länge und richtet nacheinander die Bilder auf: drollige Hunde mit Schleifen im Haar, die Zwillinge mit Schmollmund vor bonbonfarbenem Hintergrund. Sie hält bei einer Leinwand inne, auf der zwei langhaarige Katzen miteinander spielen. Sie tragen Vikys und Vallis Züge und hinter ihnen steht die weiße Madonna von Lourdes und rechts daneben die schwarze Amme der Frida Kahlo.

Neben ihr ragen jetzt Valerias Jeans auf und ihre Hände mit den großen Daumen, die einen übergroßen Drink halten. Philo will sich bedanken, den Drink entgegennehmen, da fängt Valli selber an, davon zu trinken. „Gefallen sie dir?“, fragt sie und nickt in Richtung der Bilder.

„Nun ja, Valli,...“ Wie soll sie es sagen? Was war es eigentlich, was Philo an den Bildern störte? Und was war es, was sie an diesem hier mochte?

Valli schlürft hastig von dem Drink und stochert in den Eiswürfeln.

„Das da, das ist ganz allein von mir, Viky weiß nicht mal davon.“

„Weißt du, Valli, das hier gefällt mir richtig gut! Wenn ich ihr wärt, würde ich euch immerzu als doppelte Göttinnen malen, mal als schwarze, mal als weiße, Inanna, Rhea, Maria. Auf der linken Seite zum Beispiel die Vikygöttin im großen Ornat, flach, ornamental und rechts, ganz diesseitig, die Valligöttin, eher fotografisch und im Arbeitsanzug, wie sie sich zu einem Kleinkind beugt, es aus den Trümmern birgt. Vulkanausbruch, Klimawandel, Bürgerkrieg, solche Themen eben. Alles, wo's brennt, da ist diese moderne Göttin da.“

Vallis Augen leuchten kurz auf, doch dann sagt sie überlaut: „Glaube eher nicht, dass Viky da drauf abfährt“, wendet sich und schiebt davon.

Warum muss ich immerfort anderer Leute Kunst nachwürzen, ärgert sich Philomena. Jetzt habe ich nicht mal mehr jemanden zum Quatschen. Auch ihr Bademantel, der ihr vorhin noch wie eine famose Form des Protests gegen die Ignoranz im Kunstbetrieb erschienen war, stört sie jetzt schon ungemain. Unter Mühen richtet sie sich vom Boden auf, ihre Hüfte schmerzt, sie schwankt. Ein Mann wendet sich in ihre Richtung. Er hat hellgrüne, mesmerisierende Augen, bernsteinfarbenes Haar und die selbstsichere Körpersprache eines

Alphakünstlers. Philomena wartet darauf, dass er an ihr vorbei geht, aber nein, er tritt auf sie zu und stützt ihr den Unterarm. Philo meint, seinen Puls dabei zu spüren. Sie beschaut ihn sich in seinem legeren Sakko und dem fein gestreiften Hemd und weiß plötzlich, wer er ist. Sie hatte im „Forum Art“ über ihn gelesen. Er baute megalomanische Türme aus Beton und Stahl, ließ bauen, man kam an ihnen nicht vorbei, allein schon ihrer Größe wegen. Er gewann häufig Preise und hüllte in Interviews seine Türme in dampfige Wortwolken ein, so dass man keine Chance hatte zu erraten, was sie eigentlich bedeuten sollten. Hauptsache groß und gewaltig. Phalluskunst eben, Männerkunst, irgendwie sinnlos, wäre da nicht immer eine Ecke, eine Ausbuchtung, ein Fehler, dort wo die Luft im Beton eine handgroße Blase warf, dort hinein ließ er in Gold und Platin Geheimnisse gravieren, hier ein unheimlich berührendes Selbstporträt, dort einen Satz wie: „Ich bin außer mir wegen dir“, etwas, das ihn als Menschen hinter dem Beton freilegte, etwas, das irritierte.

Im nächsten Moment ist sich Philomena schon nicht mehr sicher, ob es diese Ausbuchtungen in seinen Werken wirklich gab. War es nicht vielleicht wieder ihre eigene Idee, die sie ihm hatte vorschlagen wollen? Kleine Grotten im Beton in Form seiner verschränkten Hände, in denen geschrieben stand: „Alles, was ich bin, liegt hier in dir“. Platin, Gold. Sie mochte es, den Künstlern etwas vorzuschlagen, was sie sich selbst nicht leisten konnte.